

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 1

Artikel: Wucher mit dem Pfund
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wucher mit dem Pfund

Von Fortunat Huber

«In diesem Bahnhofbuffet, auf dem noch jeder Pächter zum reichen Mann geworden ist, dürfte wenigstens die Beleuchtung besser sein. Aber klar, bei besserem Licht könnte dem einen oder andern Gast einfallen, nach dem Essen, oder zum Bier noch eine Zeitung zu lesen, und so den Platz zu versperren, auf dem schon ein anderer sitzen sollte.» Herr Kuidamm kennt diese Berechnungen vom Prozeß

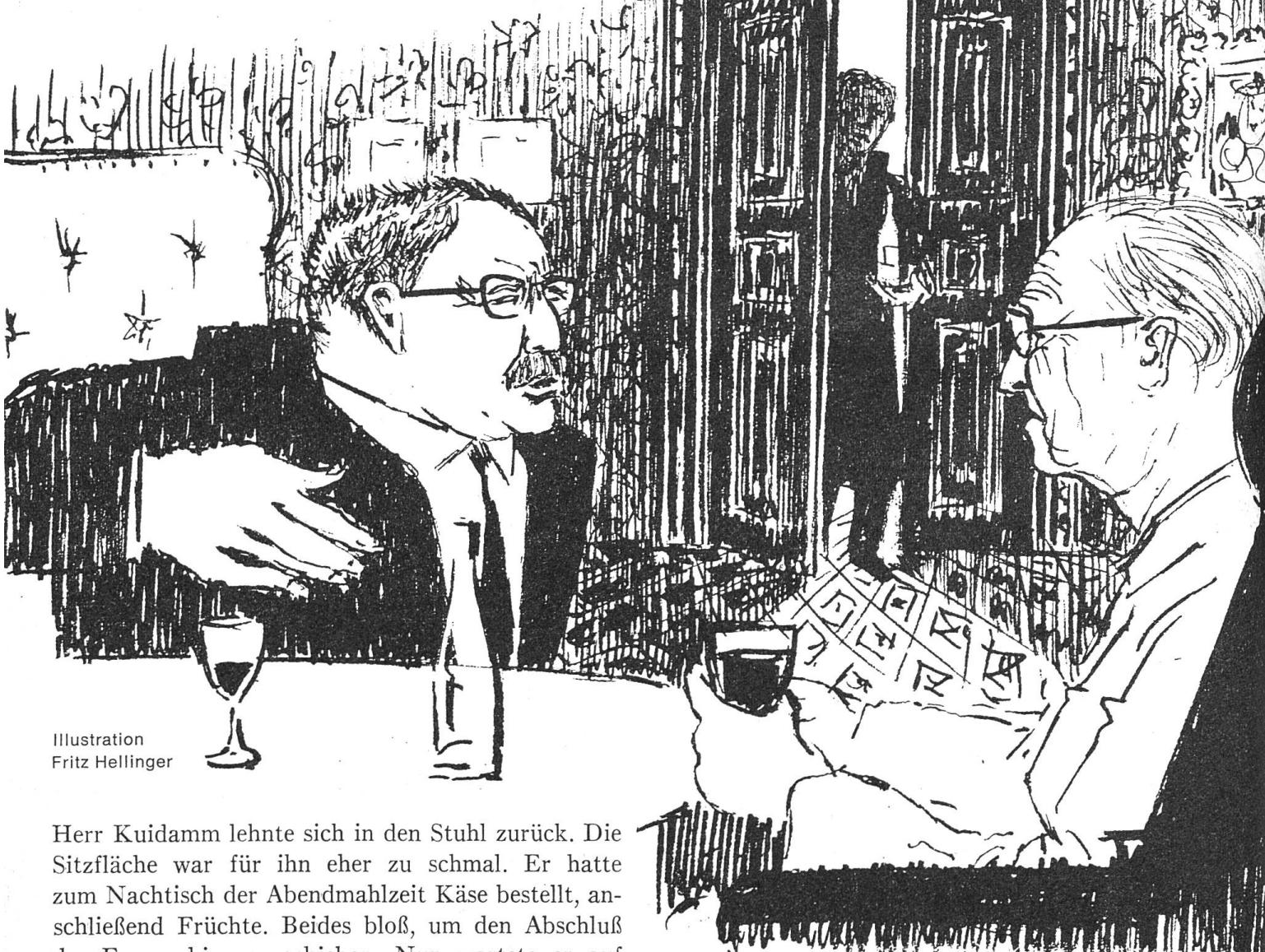


Illustration
Fritz Hellinger

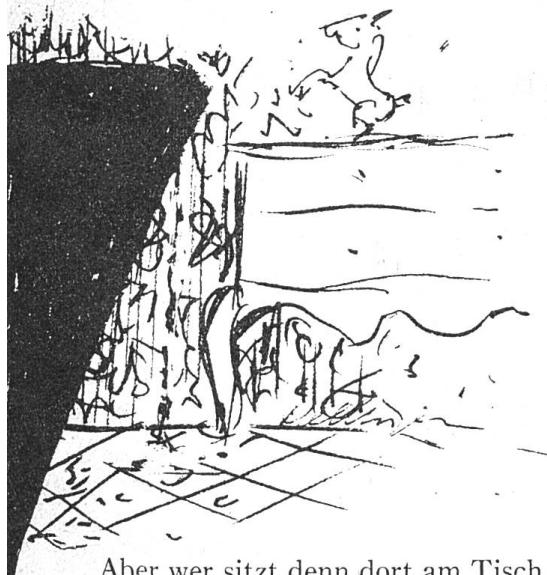
Herr Kuidamm lehnte sich in den Stuhl zurück. Die Sitzfläche war für ihn eher zu schmal. Er hatte zum Nachtisch der Abendmahlzeit Käse bestellt, anschließend Früchte. Beides bloß, um den Abschluß des Essens hinauszuschieben. Nun wartete er auf den Kaffee. Die Vermutung, lange warten zu müssen, erfüllte ihn mit Grimm.

«Man wird immer schlechter bedient», stellte er fest, «sogar in den Bahnhofbuffets, wo das Servierpersonal wahrhaftig genug verdient, um Hände und Beine zu rühren!» Doch da stand der Kaffee schon auf dem Tisch.

her, den er für Maihöfer geführt hat. Es regt sich in ihm so etwas wie Befriedigung, daß er jene unmögliche Rechtsache für seinen Klienten entschieden hat. Aber das Gefühl wird von dem andern erstickt, daß der günstige Ausgang ja nicht ihm, dem Anwalt, zugute gekommen ist, sondern dem aufgebläsenen Maihöfer.

Es war bald Mitternacht. Eigentlich Zeit, um nach Hause zu fahren. Nur, was sollte er zu Hause tun? Schlafen konnte er ja doch nicht. Natürlich bestand die Möglichkeit, Daisy anzuläuten. Aber die würde kaum erfreut sein, um diese Zeit noch gestört zu werden. Nicht, wenn sie allein war, und noch weniger, wenn sie nicht allein sein sollte. Außerdem empfand er gar keine Lust, die Nacht mit Daisy zu verbringen. Nicht die mindeste Lust. Im Gegenteil, er empfand dieser Frauenperson gegenüber geradezu so etwas wie Ekel. Vor allem dachte er mit Abscheu daran, am Morgen mit ihr an ihrem lächerlichen weißen Ziertischchen zu frühstücken.

Kuidamm entschloß sich, die Rechnung zu verlangen. Er winkte der Servierstochter, finster überzeugt, daß sich diese kaum vor einer halben Stunde bemüßigt fühlen würde, sich zu ihm zu bequemen.



Aber wer sitzt denn dort am Tisch vor dem Büffet, der Graukopf in dem schäbigen dunklen Anzug? Das mußte der Meiler sein.

«Sehen Sie den alten Herrn, der allein an dem Tischchen vor dem Büffet sitzt?» fragte Kuidamm die Servierstochter, als sie den Weg zu ihm gefunden hatte. «Sieht wie ein Pfarrer aus, sagen Sie. Ist er auch! Wollen Sie ihm ausrichten, daß ihn sein alter Schulkamerad Kuidamm sprechen möchte?»

Meiler ließ sich nur widerwillig in seinen Samstagbetrachtungen stören. Er hätte die Gedanken zu einer Predigt gerne noch etwas weiter gesponnen. Wobei allerdings fraglich war, ob er je dazu kommen würde, die Predigt zu halten. Man hatte seine Bereitschaft, Kollegen auszuhelfen, seit Monaten nicht mehr in Anspruch genommen. Warum wohl? Meiler lenkte den Blick scheu in die ihm von der

Servierstochter gewiesene Richtung. Wirklich da saß einer, der nur Kuidamm sein konnte. Alt ist er geworden! Aber sein Ausdruck, hochnäsig, spöttisch, ist immer noch derselbe wie vor vierzig, fünfzig Jahren. Warum bemühte sich der nicht zu ihm, wenn doch er etwas von ihm wollte? dachte Meiler, aber gleichzeitig schämte er sich der kleinlichen Regung und bahnte sich den Weg durch die Tischreihen.

«Sieht hilfloser aus als je», stellte Kuidamm fest, «ist das Kind geblieben, das er immer war, wenn er nicht inzwischen wieder kindisch geworden ist.»

Kuidamm blieb sitzen und streckte dem Jugendgefährten die breite Rechte entgegen. «Der alte Meiler-Smeiler», sagte er.

Meiler hatte sich wohl ein halbes Jahrhundert lang nicht mehr so nennen gehört. Er spürte, wie sich sein Gesicht zu eben dem verlegenen Lächeln verzog, das ihm als Gymnasiast vom Englischlehrer diesen Spitznamen eingetragen hatte. Er setzte sich auf den ihm angebotenen Stuhl und schwieg.

«Was treibst denn du da», setzte Kuidamm an, «um Mitternacht, mutterseelenallein in einem Kneiplokal? Ich hoffe, du wandelst nicht auf verbotenen Pfaden.»

Meiler lächelte freundlich. Kuidamm hatte für ihn immer eine fremde, feindliche Welt verkörpert. Was wollte er von ihm? Das fragte sich auch Kuidamm jetzt, da ihm Meiler gegenüber saß. Er musterte die schmächtige Gestalt, den faltigen dünnen Hals, das blaue Gesicht und die schüttenden gelb-weißen Haarsträhnen seines alten Schulkameraden mit Unbehagen. Er wäre ihn gerne wieder los gewesen. Aber gleichzeitig fühlte er sich von dem Gefühl bedrängt, er müsse ihn unter allen Umständen festhalten.

«Immer noch Seelenfänger», fragte ihn Kuidamm schließlich, «oder hast du dich vom Geschäft zurückgezogen? Selbstverständlich mit einer schönen Pension?»

Meiler wußte nichts zu antworten, nickte aber mit dem Kopf.

«Was trinkst du?» fragte Kuidamm.

«Es ist beinah Zwölf», stellte Meiler fest, «es wird kaum mehr serviert.»

«Du bist hier scheinbar Stammgast?»

Meiler schwieg.

«Trinken wir noch ein Glas bei mir zu Hause!» schlug Kuidamm vor. «Oder sieht es die Frau Pfarrer nicht gern, wenn du spät heimkommst?»

«Ich bin Witwer.»

«Du auch», sagte Kuidamm in einem Ton, der die Ergänzung einzuschliessen schien: mag sein, nur ist das bei mir natürlich etwas ganz anderes.

«Hast du noch Kinder im Haus?» fragte Meiler.

«Kinder», schnappte Kuidamm, «wieso? Nein danke. Meine Tochter studierte Jus, wie der Papi. Wozu? Gleich nach dem Examen heiratete sie eine Zementfabrik. Der Mann ist fast so alt wie ich. Seit-her taucht die Dame nur an bestimmten Feiertagen bei mir auf. Dann aber eisern. Immer mit ihren bei-den Kindern. Die haben Angst vor mir. Warum?»

«Wie wehleidig er daherredet», wunderte sich Meiler.

«Kinder», höhnte Kuidamm, «bei dir wimmelt es natürlich von ganzen Schwaden kleiner Meiler-Smeiler. Wie sich das bei einer Pfarrersfamilie gehört. Übrigens: Pfarrersfamilie! Ich hatte in meinen jungen Jahren einmal mit einem deiner Kollegen zu tun. Sieben Kinder, eines davon noch in der Wiege. Ich mußte die Scheidung für die Frau durchführen. Keine schöne Scheidung, sage ich dir. Beide gingen wie die Teufel gegeneinander los. Beide nur wegen dem bißchen Geld. Die Kinder hätte jeder gern dem andern überlassen.»

Meiler lächelte verlegen.

«Du glaubst mir nicht?»

«Hast du vergessen, wie lange wir uns kennen? Das war doch immer dein Hauptspaß, mir Menschen, von denen du wußtest, wie ich an ihnen hing, als Dreckfinken hinzustellen.»

Kuidamm betrachtete Meiler, bis er ihn wieder als Mitschüler sah, mit den blöden blauen, gläubigen Augen in dem mädchenhaften Gesicht.

«Ich habe mir bald abgewöhnt, dir zu widersprechen», sagte Meiler, «teils um dich nicht zu rei-zen, teils um mich zu schonen. Vielleicht war das falsch.»

«Also deshalb hat er sich alles gefallen lassen», dachte Kuidamm, «er durchschaute mich.»

Kuidamm fühlte, wie in ihm wieder der Drang hochstieg, Meiler zu erniedrigen, ein Durchbruch jenes Zwanges, der ihn seit seiner frühesten Jugend nötigte, die Qual jeder Niederlage, jeder Demüti-igung, ja sogar der Angst vor einem noch gar nicht eingetretenen, nur befürchteten Versagen auf seine Mitmenschen zu übertragen. Es war für ihn der ein-zige Weg geblieben, Kränkungen zu überwinden. Nur fanden sich die Menschen, die sich das aus Anhäng-lichkeit oder aus Schwäche gefallen ließen, immer

seltener. Die besten Mitarbeiter liefen ihm davon. Seine Frau hatte sich ihm durch den Tod entzogen. Seine Tochter, eben. – Ja, in letzter Zeit zeigten sich sogar trotz seiner Spandefreudigkeit die gutmütig-sten Freundinnen stets weniger zu dem Spiele be-reit. Dabei brauchte er Menschen. Wenn er allein war, fühlte er seine Lebenskräfte entweichen, dann griffen dunkle Mächte nach ihm, um ihn zu ver-nichten. Es war doch gut, daß er diesen Meiler auf-gegriffen hatte. Er durfte ihm nicht entwischen. Kuidamm legte die schwere Hand auf Meilers Arm:

«Vielleicht war das falsch?» kam sein spätes Echo. «Vielleicht war es auch richtig! Eigentlich solltest doch gerade du wissen, was richtig und was falsch ist, von Amtes wegen. Oder hast du mit der Pfründe auch die Zuständigkeit in ethischen Fragen verloren? Dann kann ich dir aushelfen. Es war richtig, wenn es dir auf die Länge mehr genützt als geschadet hat, es war falsch, wenn es dir mehr geschadet als ge-nützt hat. Fertig. Nur eben, sogar wenn du immer, oder doch meistens, das getan hast, was für dich richtig war, fragst du dich am Ende noch, ob sich das recht behalten Haben lohnt. Du siehst, wir sind alles Philosophen. Komm, wir fahren noch für ein Stündchen zu mir nach Hause.»

Meiler empfand kein Bedürfnis länger mit Kuidamm zu verweilen. Andererseits fühlte er sich hell-wach und ersorgte die Einsamkeit in seinem Zimmer, das ihm ein Schwiegersohn zur Verfügung ge-stellt hatte. So blieb er stumm.

«Gehen wir», wiederholte Kuidamm.

«Gehen wir», bestätigte Meiler, wobei er aller-dings dachte: «Du wohin du willst, und ich heim an die Rosengartenstraße, mit Glück erwische ich ge-rade noch das letzte Tram.»

Aber gleich darauf saß Meiler neben Kuidamm im Wagen. Alterserscheinung, Charakterschwäche? fragte sich Meiler. Oder empfand etwas in ihm es doch gewissermaßen als Berufspflicht, sich niemand zu entziehen, der ihn zu brauchen schien?

Also so weit draußen wohnte Kuidamm. Kilch-berg lag hinter ihnen, jetzt Rüschlikon. Nun moch-ten sie wohl ungefähr in Thalwil sein. «Am Berg, mit prachtvoller Sicht auf See und Gebirge», wie sich das in den Inseraten im Liegenschaftenanziger ausdrückte, den er früher etwa in müßigen Stunden durchgesehen hatte, um sich einen Alterssitz auszu-suchen. Nicht im Ernst natürlich.

Während sich Kuidamm noch in der Garage zu

schaffen machte, betrachtete Meiler die nähere Umgebung. Was da im Mondschein vor ihm lag, war eher ein Park als ein Garten. Der Landsitz konnte kaum älter als zehn Jahre sein. Sehr groß. Es hatte sich unter den Schulkameraden wohl herumgesprochen, daß sich Kuidamm einen ansehnlichen Wohlstand erworben hatte. Aber daß man als Anwalt in der kurzen Spanne eines Lebens zu einem Besitz wie diesem kommen konnte, wunderte Meiler doch. Bestimmt nicht mit Scheidungsprozessen für habgierige Pfarrersfrauen.

«Da sind wir», sagte Kuidamm, schob Meiler beiseite und läutete die Hausglocke. Die Türe öffnete sich, Kuidamm verschwand und ließ Meiler in der Halle stehen.

In der Garderobe hing weder Mantel noch Hut. Nichts ließ auf Leben schließen. «Wie in einem Totenhaus», dachte Meiler.

Nach geraumer Zeit ließen sich schlurfende Schritte hören. Im Halbdunkel tauchte eine Gestalt auf, die Meiler an die Nachtpottiers erinnerte, die er früher etwa auf beruflichen Reisen nach langen nächtlichen Konferenzen in christlichen Hospizen hatte herausläuten müssen.

Die Erscheinung verschwand so schnell wie sie aufgetaucht war. Aber Meiler hatte den Blick zweier Augen aufgenommen, den er nie vergessen würde, auch wenn er hundert Jahre werden sollte. In welcher Eigenschaft befand sich dieser Mann hier, und wußte Kuidamm, wen er beherbergte? Doch da stand sein Gastgeber wieder vor ihm, immer noch in den dicken Mantel gehüllt, mit einem geflochtenen Körbchen, in dem zwei Flaschen ruhten.

Kuidamm legte die leichte Last behutsam auf einen Stuhl und entledigte sich mühsam seines Überziehers.

«Falls du Tee vorziehst, oder Kaffee oder sonst etwas, das ich als quasi Junggeselle dir bieten kann, beschafft dir das Gebhardt gerne.»

„Gebhardt?“ fragte sich Meiler. „Wenn das der Mann im Schlafrock sein soll, so hieß der nie so, weder zum Vor- noch zum Geschlechtsnamen.“

Kuidamm faßte Meiler unter dem Ellbogen:

«Wir setzen uns in die Bibliothek. Meine Frau taufte das so, obschon dort kaum Bücher zu finden sind. Wenigstens keine wurmstichigen Bibeln in Schweinsleder wie bei dem Pfarrer mit dem wenig schönen Prozeß, von dem ich dir erzählt habe. Allerdings nannte er das Studierzimmer, wenn ich auch

nicht untersuchen will, ob darin studiert wurde, und wenn ja, was.»

Die Luft roch abgestanden. Kuidamm wies Meiler den Lehnstuhl in schwarzem Leder an.

«Schwarz», sagte Kuidamm, «ein Sitzgerät wie für dich geschaffen. Ich setze mich auf rot. Der Sessel ist nicht übermäßig bequem, aber er gibt dem Zimmer, wie meine Frau meinte, den heiteren Akzent. Merkwürdig, mit den Jahren werden einem alle Räume zu groß. Andererseits fühlt man sich in einem kleinen Zimmer wie in einem Sarg.» Damit stieß er die Türe zu einem Raum auf, der im Dunkel lag. «Für meine Frau war das das Herrenzimmer. Wir zwei würden das nie ausfüllen», sagte Kuidamm und zog die Türe wieder zu. «Bleiben wir in dieser Mäusefalle. Aber da ist ja Gebhardt mit den Gläsern.»

Meiler wagte einen verstohlenen Blick auf die Mannsperson, die Kuidamm zum zweitenmal mit Gebhardt benannt hatte. Dessen beschwörend abwehrende Augen verrieten, daß auch er ihn erkannt hatte.

„Keine Angst vor mir“, dachte Meiler und sah den Mann fest an, „ich kann den Mund halten.“ Er nickte dazu so kräftig, daß ihm schien, der andere müsse ihn verstanden haben.

«Also Wein?» fragte Kuidamm. Meiler nickte, worauf der Gastgeber den Mann im Schlafrock verschwinden hieß.

«Der Wein da», sagte Kuidamm, indem er die eine Flasche zärtlich aus dem Weidenkörbchen hob, «ist eigentlich für Leute wie dich, die sich nicht viel aus irdischen Genüssen machen sollten, zu gut. Aber ich trinke ja mit, und in unserem Alter ist man darauf angewiesen, sich selber zu verwöhnen. Jemand anders tut es ja doch nicht mehr. Ich kenne meine Leute, die meinen, ich sollte mich in meinen Jahren damit begnügen, grüne Scheine für Wohltätigkeitszwecke auszufüllen, und auch das nur mit Maß, um die lieben Erben nicht zu schädigen. He, Meiler, wunderst du dich, solche Töne von mir zu hören? Oder erinnern sie dich irgendwie an das, was du einleitungsweise von den Klageweibern in deinen Sprechstunden zu hören bekommen hast? Aber glaube nur ja nicht, daß ich mir dich als Beichtvater ins Haus geholt habe. Der Meiler-Smeiler als mein Beichtvater, sowas!»

Meiler leerte andächtig Schluck für Schluck das Glas. Ein Wein! Feurig wie ein Prophetenwort und

dabei sanft wie Engelsstimmen. Er fühlte sich sehr wohl. Es war also doch richtig gewesen, sich mit-schleppen zu lassen, und das, obschon er Kuidamm wahrscheinlich nur gefolgt war, weil es ihm so schwer fiel, nein zu sagen. Aber es war ja nicht das erste Mal, daß ihn gerade diese Schwäche veranlaßt hatte, das Richtige zu tun. Kuidamm erwartete eine Hilfe und schämte sich dessen. Daher sein Hohn. Konnte das, dämmerte es Meiler auf, nicht schon in den Schuljahren die Ursache seines Verhaltens gewesen sein? Aber welche Art von Hilfe erwartete Kuidamm von ihm, und würde er in der Lage sein, ihm diese zu bringen? Meiler vergaß, das leere Glas, das er in der erhobenen Hand hielt, abzustellen.

„Wicht, der du bist“, schalt er sich, „hast du denn wirklich vergessen, daß du nur einem Menschen helfen kannst, den du von Herzen bejahst? Wie kannst du Kuidamm eine Stütze sein, dem du doch immer nur ausgewichen bist! In den Pausen, wenn er dich daran hindern wollte, deine Aufgaben noch einmal zu durchfliegen, oder auf dem Gang zur Schule, wenn er dich überfiel, um dich in seine Rauferien einzubeziehen. Du hast dich ihm nie gestellt, du hast dich ihm immer entzogen. Ging es körperlich nicht, dann doch mit der Seele, so, daß selbst dann, wenn er glaubte, dich zu fassen, ihm bloß ein leeres Gehäuse gegenüber stand.«

„Willst du dein verdammtes Glas nicht für einen Augenblick abstellen!“ fuhr ihn da Kuidamm an. „Wie kann ein Seelensieder so nervös sein! Der Zapfen ist euch sicher, euch verfallen keine Fristen, ihr habt keine Entscheidungen zu treffen als alle drei Monate die, wann ihr am besten Ferien macht.

Aber du hast recht, auch ich sollte mich nicht aufregen. Schlecht für mein Herz, sagte mir letzte Woche mein Arzt und machte dazu Augen, so groß.

Laß dir einschenken. Übrigens wieso bist du nicht Abstinenz? Als gutes Beispiel für die schwachen Brüder, wie sich dein Kollege mit dem wenig schönen Prozeß so erstaunlich ausdrückte.

Aber ich kann mir vorstellen, wie froh du bist, deine schwachen Brüder endlich los zu sein. Von den starken Brüdern hast du sicher erst recht genug. Die werde ich meiner Lebtag nicht vergessen. Jeden Sonntag habe ich sie mir angesehen, damals, vom Küchenfenster der elterlichen Wohnung aus. Wie sie daherwandelten, das Gesangbuch unter den Arm geklemmt. Mein Bruder hat einmal einem besonders würdigen Paar unseren Schäferhund angehetzt. Die

Angst um ihre Waden! Das Geschrei! Etwas schamhafter sind eure Kunden im Laufe der Jahre scheinbar doch geworden. Sie führen ihre schwarzen Bücher in der Gesäßtasche mit, wo sie hingehören. Aber singen tun sie heute noch genau so langgezogen wie zu unserer Konfirmandenzeit. Wie wenn sie hinter einer kilometerlangen Kolonne von Lastwagen aufgeschlossen hätten und nicht vorfahren könnten. Solange sie das unter sich besorgen würden, bitte. Aber ihr zwingt ja auch uns andere in euere Kirchen hinein.

Bei Taufen und Hochzeiten mag das noch angehen. Da wird man wenigstens anschließend für das, was man ausgestanden hat, mehr oder weniger entschädigt. Aber in meinem Alter bleiben einem nur die Beerdigungen. Jeden Monat drei oder vier. Ich sitze bald mehr in euren Kirchen als anderswo. Mir reichts. Man sollte sich über Menschen, die einem schon genug auf die Nerven gingen, solange sie lebten, nicht auch noch ärgern müssen, wenn sie endlich gestorben sind. Aber nein, ihr verpflichtet unsereinen, zusätzlich bei jeder Abdankung mitanzuhören, welche Eliteburschen die Gestorbenen gewesen sein sollen. Dabei wundern sich die andächtigen Leidtragenden immer nur darüber, wie es der Tote fertig gebracht hat, nicht die Hälfte seines Lebens hinter Gittern zu verbringen. Wozu man natürlich – unter Ausnutzung der Lücken des Gesetzes – selber das Seine beigetragen hat.

Gut, tot ist tot. Schwamm darüber. Aber warum müßt ihr uns noch von der Kanzel herab vorlügen, was das – wie sagt ihr dem doch? – was das für „treue Knechte“ waren. An allen 52 Sonntagen des Jahres predigt ihr gegen den bösen Mammon. Aber jedesmal, wenn eines eurer Gemeindeglieder, das es zu etwas mehr Klotz gebracht hat als andere, abgekratzt ist, ein „Führer der Wirtschaft“, oder so, dann fährt ihr mit eurer Geschichte von den Pfunden auf, auch wenn ihr den Mann seiner Lebtag nie in der Kirche gesehen habt. Daß das den Kassenschränken, die bei solchen Anlässen vor den Kranzgebirgen unter der Kanzel versammelt sind, gefällt, wundert mich nicht, aber –“

„Lukas, Kapitel 19 Vers 11–27“, fiel Meiler ein, „wie bibelfest du bist!“

„Bibelfest? Das gehört ja mit zu euren Pfaffentricks, daß einem gelegentlich auch in den weltlichsten Hotels auf dem Bett-Tablar eine Bibel serviert wird. Was bleibt einem da übrig, wenn man

nicht schlafen kann und nichts anderes zum Lesen da ist, als sich mit dem Vorhandenen abzufinden.»

«Und da will es das Pech, daß du auch dann gelegentlich auf dein Gleichnis mit den Pfunden stößt?»

«Mein Gleichnis?»

«Eben die Geschichte, die dir auf die Nerven geht.»

«An der Geschichte selbst ist nicht viel auszusetzen. Sie könnte leicht modernisiert in jedem kleinen Leitfaden für kaufmännische Lehrlinge stehen. Warum sollte ein Unternehmer vor einem längeren Auslandaufenthalt die Verantwortung für die wichtigsten Betriebe nicht einem der Direktoren übergeben, die Leitung eines andern einem zweiten und die Führung einer kleinen Krampfbude einem dritten Mann? Er kehrt zurück und stellt fest, daß Nr. 1 die Sache prima gemacht hat, Nr. 2 die seine nicht übel. Nur der kleine Mann hat, wie es sich zeigt, vor lauter Angst vor seinem hohen Chef, den er als harten Herrn kennt, lieber nichts als etwas Falsches unternommen. Auch die Moral der Geschichte fällt nicht aus dem Rahmen eines Vademedum für strebende Ausläufer, nämlich daß Nr. 1 und Nr. 2 entsprechend honoriert und promoviert werden, während Nr. 3 mit Schimpf und Schande entlassen wird. So weit so gut.

Aber wieso greift ihr bei der Beerdigung reicher Leute aus dem ganzen dicken Bibelschunken immer gerade diese Geschichte heraus, in der nur der Profit zählt, den diese tüchtigen Mammonsknechte herausgewirtschaftet haben, und mit keinem Wort erwähnt wird, mit welchen Mitteln das geschehen ist? Ihr, die ihr es doch sonst angeblich mit den Armen hältet, mit den Armen an Geld, mit den Armen an Geist und allen, die sonst irgendwie zu kurz gekommen sind! Ich verstehe: ihr habt sie lebendig nie in eure Kirchen gebracht, und so seid ihr froh, sie wenigstens doch als Leichen noch unter eure Kanzeln zu bekommen. Als Dank für dieses Entgegenkommen bestätigt ihr ihnen, wie unermüdlich sie als treue Knechte mit ihren Pfunden gewuchert haben. Das verschafft den fröhlichen Hinterlassenen zusätzlich das erhebende Gefühl, daß der zum Glück endlich Verstorbene gar nicht der rücksichtslose Raffer gewesen ist, für den sie ihn alle gehalten haben. Bezweckt ihr das, oder was sonst?»

Meiler wußte, daß Kuidamm keine Antwort erwartete. Er mußte ihn reden lassen, so wie er früher,

wenn er an das Bett Todkranker gerufen worden war, diese nie unterbrochen hatte, wenn sie – kaum hörbar die einen, anklägerisch schreiend andere – vor ihm ausschütteten, was sie in den letzten Stunden quälte. Es war ihnen um die gleiche Frage gegangen, die jetzt offenbar seinen Schulkameraden plagte. Stand es schon so um ihn?

«Dabei ist durchaus fraglich, ob auch mir einmal das Kompliment gespendet wird, ich habe mit meinen Pfunden gewuchert, bei den schäbigen paar Millionenchen, die von dem reichen Segen, den ich andern einzubringen geholfen habe, für mich abgefallen sind. Oder doch? Oder doch? Was meinst du, habe ich mit meinen Pfunden gewuchert, so wie und was euresgleichen darunter wahrscheinlich versteht? Du lachst natürlich, wenn du hörst, daß man gelegentlich nicht nur in eurer Stammkundschaft einfältig genug ist, anzunehmen, ihr wüßtet in derlei Dingen besser Bescheid als andere. Das muß einem vom Kindergarten her geblieben sein. Also wie ist das nun, habe ich die mir verliehenen Gaben richtig verwaltet, Meiler-Smeiler? Laß dir mit der Antwort Zeit. Nimm noch einen Schluck und verschluck dich nicht. Übrigens hast du einen guten Zug. Schau, schau, unsere zwei Flaschen sind leer. Ich werde eine weitere herbeischaffen.»

Die Türe war kaum hinter Kuidamm ins Schloß gefallen, als sich Meiler vom Rücken her beobachtet fühlte. Er wandte sich um und sah im dunkeln Türrahmen zum Herrenzimmer den Diener stehen. Aus dessen übernächtigem Gesicht stachen angsterfüllte Augen.

«Ja, richtig», stieß der Mann mit unterdrückter Stimme hervor, «ich habe Sie belauscht. Verhandelten Sie mich mit Herrn Kuidamm? Nein? Gut. Ich verlasse mich darauf, daß Sie sich auch weiterhin nicht anmerken lassen, daß Sie mich kennen. Das ist keine Drohung», fügte er düster hinzu, «aber ich könnte unmöglich noch einmal anfangen.»

«Also kennt Kuidamm Ihre Vergangenheit nicht?»

«Doch, aber –»

Das war alles, was Meiler von dem Mann, den Kuidamm Gebhardt nannte, zu hören bekam. Er vernahm Schritte im Gang. Der Diener verschwand lautlos.

Kuidamm stellte zwei weitere Flaschen auf den Tisch. Er atmete schwer.

«Wie steht es mir dir, Meiler? Hörst du, wie mich das bißchen Treppensteigen schnaufen macht. Wie

mein Herz schlägt! Und jetzt, Meiler, hast du die Antwort auf meine Frage bereit? Oder hat sie dir die Sprache verschlagen? Das dürfte nicht sein, du kennst mich mindestens so gut wie deine Amtsbrüder, die den verehrten Verstorbenen ihre vorzüglichen Abgangszeugnisse ausstellen.»

Meiler wollte zum Reden ansetzen, doch Kuidamm war nicht geneigt, ihn anzu hören, er erging sich in wilden Beschimpfungen. Gegen wen? Meiler merkte, daß seine Gedanken von Kuidamm abglitten und sich anschickten, eine Frage zu umkreisen, die nicht Kuidamm, sondern ihn selber betraf. Er gab sich einen Ruck: er mußte Kuidamm zuhören, um im richtigen Augenblick eingreifen zu können. Wen beschuldigte da Kuidamm? Seine Frau? Sie war doch schon lange tot. Aber offenbar war es gerade das, worüber sich Kuidamm beschwerte.

«Ist das nicht schäbig», klagte Kuidamm, «wenn eine Frau gerade dann, wenn man langsam anfangen würde, sie nötig zu haben, sich hinlegt und stirbt? Herzschlag! Wieso? Sie wurde von mir sicher nie zu stark in Anspruch genommen. Keine Sorgen, keine Aufregungen für sie, während ich mich halb umbrachte, nur damit sie und Julie sich alle Wünsche erfüllen konnten. Was kann ich dafür, daß ihr Herzschatz, sobald sie verheiratet war, nichts mehr von ihr wissen wollte?»

„Das wäre also Kuidamm II', wunderte sich Meiler. Unvermittelt sah er hinter der schweren Körperlichkeit seines Gegenübers den Gymnasiasten Kuidamm, die schlaksige Gestalt mit der eingefallenen Brust, dem käsigen Gesicht mit den neidischen, boshaften Augen. Meiler richtete sich hart auf. Nun sah er Kuidamm wieder, wie er heute war: sehniger, gestraffter, obschon sein Bauch die Weste fast sprengte. Das dunkelrote Gesicht zeigte beinahe vornehme Züge, und der verzehrende Ehrgeiz, der ihm früher so nackt aus den Augen stach, war einem Ausdruck vorwurfsvoller Bitterkeit gewichen, einem bohrenden, leidenden Drang, zu verstehen. Wen wollte Kuidamm verstehen, sich selber, oder was? Aus welchen Tiefen oder Untiefen quollen die klagenden, anklagenden Worte des alten Schulkameraden?

In Meiler stieg ein hoffnungsvolles Gefühl der Freude auf. Er spürte, wie sich die Nebelwand von Ablehnung, die ihn bisher von Kuidamm trennte, auflöste. Es keimte in ihm zaghaft so etwas wie Zuneigung auf, was – das wußte er – die unerlässliche Voraussetzung war, um Kuidamm zu helfen.

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist denn mein Cousin Hans?

«Bäh, bäh», blöckte Kuidamm und schnitt dazu eine Fratze, wie wenn er eine nackte Waldschnecke zwischen den Zähnen hätte, «erspar dir dein Mitgefühl. Aber zugegeben, du bist ein Meister der Mimik. Dein ganzes fades Pfaffengesicht trägt den Stempel: Herzliches Beileid. Das hast du wohl jahrzehntelang geübt.»

«Habe ich», bestätigte Meiler, «und nun ist der Augenblick da, um deine Frage zu beantworten. Ein Pfarrer hat es immer nur mit den Lebenden zu tun. Nie mit den Toten. Auch bei den Beerdigungen. Sind wir Richter? Nein. Nicht einer von uns ist ermächtigt, über das Maß an Gut und Böse eines Lebens zu entscheiden. Wenn einer von uns einem Nachruf das Gleichnis von den Pfunden zugrunde legt, in der Hoffnung, der Verstorbene habe mit den ihm verliehenen Gaben das Bestmögliche getan, dann geht es nicht darum, den Toten zu rühmen. Es soll die Lebenden unter der Kanzel anregen, zu prüfen, wie es mit der Verwendung ihrer Talente steht. Es mag bei dem einen oder andern, früher oder später auf fruchtbaren Boden fallen.»

«Ich sehe», sagte Kuidamm und gähnte, «du kannst das Predigen auch im Ruhestand nicht lassen. Berufskrankheit, hoffnungslos. Ich wundere mich, wie ich dazu gekommen bin, dich herzuschleppen. Ich muß sehr müde gewesen sein. Nun, es ist gegen Drei. Wie kommst du heim? Ich werde Gebhardt herausläuten müssen. Das heißt», Kuidamm senkte die Stimme, war in zwei Schritten bei der Türe zum Herrenzimmer, riß diese blitzschnell auf und sagte «da steht er ja», indem er auf die lange hagere Gestalt des Dieners hinwies, dessen eingefallene Augen forschend auf seinen Herrn gerichtet waren.

«Wie der Teufel aus der Schachtel», sagte Kuidamm, «du siehst, auch andere Leute finden, es sei Zeit unsere Abendunterhaltung abzubrechen. – Fahren Sie vor!» Und als der Diener verschwunden war: «Eine der Dutzend Eigenheiten dieses Mannes. Sind wir allein, ist er kaum zu wecken. Habe ich Gäste, scheint er überhaupt nicht zu schlafen und an den Türen herumzuhorchen. Auch eine Art, Geselligkeit zu pflegen. Aber da steht er ja schon wieder. Also gute Nacht, Meiler, Meiler-Smeiler», sagte Kuidamm und kehrte seinem Gast den Rücken.

Meiler hatte sich neben den Mann, den Kuidamm Gebhardt nannte, setzen wollen, was ihm dieser mit

so etwas wie dem Knurren eines mißtrauischen Hundes verwehrte. So saß er nun eben hinten. Der Chauffeur fuhr aufreizend langsam und behielt den Gast im Rückspiegel im Auge. „Wie ein Gefangener, nein, wie ein Irrer seinen Wärter beobachtet“, fuhr es Meiler durch den Kopf. Seine Gedanken wanderten zu Kuidamm. Unvermittelt brach in ihm wie ein Licht eine Erkenntnis durch, die ihn das Verhalten des Schulkameraden neu sehen ließ.

«Halten Sie an», wandte er sich an den Chauffeur, «ich werde den Rest des Weges zu Fuß gehen. Aber erst wenn ich Ihnen etwas gesagt habe, das Sie wissen müssen. Sie befürchten immer noch, ich könnte Herrn Kuidamm verraten haben, was ich von Ihnen weiß. Das ist nicht geschehen. Und nun hören Sie gut zu: Auch wenn Herr Kuidamm durch mich oder durch irgend jemand anders je erfahren sollte, daß man Ihre Vergangenheit kennt, so würde er Sie deswegen doch nie entlassen. Haben Sie verstanden? Nie! Ich habe meine Gründe, Ihnen nicht zu sagen, warum das so ist. Aber es ist so. Und nun, leben Sie wohl.»

Meiler stand auf einer der kurzen Strecken der Straße, die noch durch unbebautes Gelände führte. Die Novembernacht war dunkel und frostig. Weit unten lag der See, und ganz am Horizont blitzten aus dem Nebelmeer die Lichter der Stadt.

„Wie sonderbar die Menschen sind“, ging es Meiler durch den Kopf, „da ist dieser Kuidamm mit dem dumpfen Gefühl, vielleicht doch für die Verwendung der ihm anvertrauten Pfunde verantwortlich zu sein. Er nimmt den vorzeitig begnadigten Mörder in sein Haus auf. Aber niemand soll davon erfahren, weil sonst seine gute Tat keine solche mehr ist. Nur eben, sind wir nicht alle sonderbar? Ich zum Beispiel?“

Er fühlte sich plötzlich entsetzlich müde. „Meiler, Meiler, was weißt du denn, wie du mit deinen Pfunden gewuchert hast?“ Es kam ihm vor, er könne die Stadt, dort, in weiter Ferne, nie erreichen. Aber in die Verzagtheit hinein hörte er auf dem Asphalt seine gleichmäßigen Schritte, nicht zu kurz, nicht zu lang, nicht zu schnell, nicht zu langsam. Doch, kein Zweifel, klar, er würde nach Hause kommen. Und wegen des Wucherns mit seinen Pfunden? Meiler schämte sich. Durfte er nicht hoffen, glaubte er nicht, daß sein Herr, Kuidamms Herr, der Herr aller Menschenkinder, kein harter sondern ein gnädiger Herr ist?